

Jo Nesbø Autorenvita

„Ich stamme aus einer schreibenden und erzählenden Familie. Meine Mutter war Bibliothekarin und mein Vater saß jeden Nachmittag im Wohnzimmer und las. Und er erzählte. Lange Geschichten, die wir bereits kannten, aber er erzählte so, dass wir diese Geschichten gerne immer wieder aufs Neue hörten. Im Alter von sieben Jahren zog ich *Der Herr der Fliegen* von Nobelpreisträger William Golding aus dem Bücherregal und bat meinen Vater, es mir vorzulesen. Nicht in erster Linie, weil ich einen guten Geschmack gehabt hätte, sondern weil auf dem Umschlag des Buchs ein blutiger Schweinekopf auf einem Pfahl abgebildet war. Mein Vater las vor, aber ich war nur mäßig beeindruckt. Und ich dachte, dass ich das selbst spannender hinbekommen hätte. Ich hatte nämlich nach und nach begonnen, meinen Altersgenossen und auch jenen, die ein paar Jahre älter waren, mit grauerregenden Gespenstergeschichten zu imponieren, die ich mit Einfühlungsvermögen und Sinn für delikate Details zum Besten gab. Obwohl – imponieren ist wohl kaum das treffende Wort, denn derjenige, der stets am meisten Angst hatte, war ich selbst.



Doch vor allem spielte ich Fußball. Mit siebzehn spielte ich in der ersten Liga in Molde und war überzeugt davon, Profi bei Tottenham zu werden. Also schwänzte ich die Schule und hockte in einem langen Mantel, den ich im Ausverkauf der Heilsarmee erstanden hatte, im Café, kaute auf meinen eingezogenen Wangen herum und unterhielt mich mit Stig und Tor über Dostojewski, Hemingway und Hamsun, die wir nicht wirklich gelesen hatten, von denen wir aber eine hohe Meinung hatten, besonders dann, wenn sich irgendwelche süßen Mädels in Hörweite befanden.

In meiner Freizeit – also dann, wenn ich nicht Fußball spielte – schrieb ich Texte für ein paar Kumpels, die in einer Band spielten. Und meine Lehrer am Gymnasium vermittelten den Eindruck, dass sich ein mystischer Schleier über die faktische Existenz meiner Person legte.

Ullstein

Das Leben war okay. Die Zensuren gingen zum Teufel, aber was soll's? Ich würde ja Profi bei Tottenham werden.

Dann rissen in beiden Knien die Kreuzbänder.

Es war wahrscheinlich kein Verlust für Tottenham, aber für mich brach eine Welt zusammen. Mir wurde klar, dass ich auf andere Dinge im Leben setzen musste. Studium und so.

Das Gymnasium war schon fast Vergangenheit, doch als ich die Prüfungsergebnisse erhielt, dämmerte mir, dass ich nicht die passenden Noten hatte, um das zu machen, was ich wollte; ein Teil der möglichen Wege war schlicht und ergreifend versperrt. Der Gedanke, das Schreiben zum Beruf zu machen, lag genauso fern wie gegen Kamerun im Sturm zu spielen.

So holte ich tief Luft, fasste den ersten erwachsenen Entschluss meines Lebens und bewarb mich für den Militärdienst im nördlichsten Winkel des Landes. Dort mauerte ich mich ein und grub mich jeden Abend und an jedem Wochenende durch das Pensum von drei Jahren Gymnasium. Mit dabei auch viel Hamsun und Hemingway. Bislang hatte ich mich immer auf mein Talent verlassen und war ansonsten den Weg des geringsten Widerstands gegangen. Nun aber entdeckte ich eine neue Seite an mir; eine gewisse Selbstdisziplin. Und als ich dann endlich das Prüfungszeugnis mit Top-Noten in der Hand hielt, gab mir das ein tiefes, inneres Gefühl der Zufriedenheit, das ich so noch nie zuvor empfunden hatte. Denn ich hatte zum ersten Mal etwas gemacht, das mich einen Einsatz gekostet hatte, etwas, das nicht das übliche Dahinsurfen gewesen war. Und jetzt konnte ich studieren, was ich wollte. Das Problem war, ich wusste nicht, was ich wollte. Also begann ich an der Norwegischen Handelshochschule in Bergen, einer traditionsreichen Institution mit hohem Prestige, ein Studium, von dem ich dachte, es sei sicher nicht verkehrt. In Bergen begegneten mir ehrgeizige, fleißige und angepasste Studenten, aber auch ein Milieu, in dem Musik, Literatur und Theater eine große Rolle spielten – vermutlich, weil das Studium so trocken und schrecklich langweilig war.

Eines Tages kam in der Mensa ein Typ auf mich zu, weil jemand behauptet hatte, ich spiele Gitarre. Das stimmte nicht ganz, ich beherrschte drei Griffe, die mir meine Kumpels von der Band in Molde beigebracht hatten. Doch ich widersprach ihm nicht, da er nach Leuten für eine Band Ausschau hielt. Also wurde ich Gitarrist bei *De Tusen Hjem* (dt. "Tausend Zuhause"), durfte mir eine E-Gitarre leihen und brachte den Bassisten dazu, mir einige Griffe zu zeigen. *De Tusen Hjem* spielten industriellen Heavy-metal-Lärm. Nicht die Sorte strukturierten, intelligenten Heavy Metal, sondern die Art, die entsteht, wenn man richtig schlecht spielt, genug Strom und große Verstärker hat und in einem Keller übt. Es klang höllisch, und die Sänger hörten einer nach dem anderen auf. Am Ende blieben nur wir Instrumentalisten, und ich wurde ans Mikrophon gescheucht. Die Texte der Coverversionen, die wir spielten, waren meiner Ansicht nach nicht gerade der Hit, und ich fand, wir könnten statt der Aneinanderreihung zorniger Akkorde ebenso gut Melodien spielen. Also fing ich an, Musik zu schreiben. Unserer lokalen Berühmtheit in den nordöstlichen Teilen von Bergen zum Trotz, erlangte *De Tusen Hjem* nie die Weltherrschaft, gab allerdings eine Single heraus, die häufig im Lokalradio und mindestens einmal im Landesradio gespielt wurde und von der 25 Exemplare verkauft wurden. Als ich mein Studium abgeschlossen hatte, war ich nicht nur Betriebswirt. Ich fing allmählich an zu verstehen, was es eigentlich bedeutete, Poptexte zu schreiben.

Ullstein

Ich ging nach Oslo und zog mit einer Frau zusammen, begann in der Finanzbranche zu arbeiten und schrieb Musik. Irgendwann hörte ein junger Jazzbassist, den ich aus Molde kannte, einige der Melodien. Am folgenden Tag gründeten wir eine Band. Wir hatten keine Aufträge, aber eines Abends nahmen wir unsere Instrumente mit in die Kneipe, in der wir häufig waren, taten so, als hätten wir eine Absprache mit dem Besitzer, der an dem Abend nicht anwesend war, und begannen zu spielen, ohne dass uns jemand aufhielt. Eine Woche später riefen sie uns an und fragten, ob wir ein ordentliches Engagement haben wollten.

Jede Woche hatte unsere Band einen anderen Namen (*Nasse og Nedfallsfruktene*, dt. "Nasse und das Fallobst"; *Pigs In Space*; *Joachim og Barnehagebrannen*, dt. "Joachim und der Kindergartenbrand" usw.), doch man sprach von uns als "die Jungs da von letzter Woche" und damit hatten wir schließlich den Namen *Di derre* (dt. "die da"). Ein Jahr später gingen wir auf unsere erste Tournee. Zwei Jahre später hatten wir einen Plattenvertrag.

Wir gaben ein Album heraus, das freundlich aufgenommen wurde, sich aber bescheiden verkaufte. Doch die Leute kamen zu unseren Konzerten, nicht nur in Oslo. Etwas war im Gange, und als unser zweites Album 1994 erschien, begann es zunächst vorsichtig, dann schneller in der Hitparade nach oben zu klettern, bis es auf einmal abhob und für viele Jahre zum meistverkauften Album Norwegens wurde. Die Konzerte waren binnen Stunden ausverkauft. Und wir waren plötzlich Popstars.

Das Bemerkenswerte am Popstarsein ist, dass es sich schnell anfühlt wie eine kleine „Antiklimax“. Ich weiß nicht, welche Erwartungen ich hatte, vielleicht gar nicht so viele, denn ich wollte eigentlich nur Spaß haben und nicht so verdammt berühmt werden. Weil unser erstes Album mindestens genauso gut war wie das zweite, ohne nur annähernd den gleichen Verkaufserfolg zu haben, fühlte sich der Durchbruch eher wie ein Zufall an und nicht wie eine wirklich hervorragende Leistung. Auf der anderen Seite, ich weiß ja auch nicht ...

Was ich inzwischen wusste, war, dass ich nicht als Vollzeitmusiker herumreisen wollte. Andere Bands, die ihr Hobby zum Beruf gemacht hatten, lehrten mich, dass diese Art zu arbeiten zu viele Kompromisse forderte, sowohl in der Musik als auch im restlichen Leben. So hielt ich an meinem Job als Börsenmakler fest, während wir spielten. Zusätzlich studierte ich nebenbei noch Finanzanalyse, und als ich von DnB Markets, Norwegens größtem Aktienmakler, abgeworben wurde, um deren Optionsabteilung aufzubauen, musste ich mich auf zwei Jahre verpflichten. Ich hatte mit anderen Worten ... viel zu tun. Im Laufe eines Jahres traten wir 180 Mal im ganzen Land auf und mein Leben sah folgendermaßen aus: bis Börsenschluss im Büro sitzen, mit der Tasche auf dem Rücken raushetzen und ein Taxi zum Flugplatz nehmen, zum Auftrittsort fliegen, wohin der Rest der Band im Tourneebus gelangt war, Soundcheck, Essen, eine Stunde Schlaf, bis gegen Mitternacht spielen und dann zurück ins Hotel, während der Rest der Band feiern ging. Mit der ersten Maschine am Morgen zurück nach Oslo, so dass ich beim Börsenopening da war, arbeiten bis Börsenschluss, raushetzen und ein Taxi zum Flugplatz erwischen ...

Ullstein

Nach einem Jahr war ich so erschöpft, dass ich alles und alle hasste, mit denen ich beruflich zu tun hatte, mich selbst eingeschlossen. Ich sprach mit der Band und mit meinem Chef, ich wollte ein halbes Jahr freinehmen. Man war einverstanden, und so setzte ich mich in ein Flugzeug, das mich so weit wie nur möglich fortbringen würde, nach Australien. Einen PC nahm ich trotzdem mit.

Eine Mitarbeiterin eines Verlags hatte sich mit der Frage an mich gewandt, ob ich mir vorstellen könne, ein Buch zu schreiben, eine Reiseschilderung über das Leben unterwegs mit *Di derre*. Im darauffolgenden Denkprozess ging mir vieles auf: Ich war bereit, den Sprung zu wagen vom Song-Texten und von kurzen Erzählungen zu dem, woran ich eigentlich seit meiner Kindheit gedacht hatte – nämlich einen Roman zu schreiben. Es war in Wirklichkeit gar kein Sprung, es ging nur darum anzufangen. Nein, es würde kein Reisebericht werden, weil es etwas mit einem Schweinekopf auf einem Pfahl sein musste, eine Erzählung über etwas, von dem Aksel Sandemose behauptete, es sei das Einzige, worüber zu schreiben sich lohne: Liebe und Mord.

Vor meiner Abreise machte ich ein paar Versuche, die ich in einem frühen Stadium verwarf, weil sie nicht gut genug waren. Dann flog ich nach Sydney. Der Flug Oslo-Sydney dauert rund dreißig Stunden. Und in diesen dreißig Stunden dachte ich mir einen Plot aus, und begann sofort nach meiner Ankunft in dem Hotel, das ich von Oslo aus gebucht hatte, mit dem Schreiben. Es war mitten in der Nacht, ich hatte Jetlag, und ich schrieb über einen Typen, den ich Harry Hole nannte. Er landete auf dem Flughafen von Sydney, checkte in demselben Hotel ein und hatte Jetlag ...

Fünf Wochen lang folgten Harry und ich einander dicht auf den Fersen. Von Sydney nach Nimbin, von einem Zirkuszelt zu einem Stripteaseclub, vom Aquarium zu Dragshows und hoch in 10.000 Meter Höhe über Newcastle, wo ich einen Fallschirmspringerkurs machte, alles, um mit Harry Schritt zu halten. Als ich aus Australien zurückkam, hatte ich fast ein komplettes Buch geschrieben. Kaum hatte ich den Koffer daheim abgestellt, machte ich schon weiter, ein weiteres Mal mit Jetlag. Nach zwei Wochen war ich fertig, und hinter mir lag ein intensives, alles vereinnahmendes Erlebnis, während dessen sich alles um das Buch drehte, ich kaum Kontakt zu anderen Menschen hatte, nur schrieb und schrieb und durch Unterbrechungen wie Hunger oder Müdigkeit irritiert war. Es waren die besten Wochen meines Lebens.

Ich schickte das Manuskript an denselben Verlag, der mich um den Reisebericht gebeten hatte. Allerdings unter einem Pseudonym, um sicherzustellen, dass der Verlag nicht in Versuchung kam, womöglich ein Scheißbuch von einem Popstar herauszugeben: Kim Erik Lokker, ein Unsinnname, den ich von einem meiner Schule schwänzenden Kumpels entlieh. Mit der Abgabe des Manuskripts ging auch meine Freistellung von der Arbeit zu Ende. Ich kreuzte wieder im Büro auf, schaltete den PC ein, und während der Bildschirm langsam zum Leben erwachte und ich Ölpreise, Dollarkurs und Dow Jones erkannte, ging es mir auf: dass ich fast alles hatte. Eine Wohnung, abbezahlte Schulden, einen überbezahlten Job und eine gute Band. Das Einzige, was mir fehlte, war Zeit. Mein Vater war ein Jahr zuvor gestorben, im gleichen Jahr, in dem er pensioniert worden war und er das Buch schreiben wollte, für das

Ullstein

er Notizen gesammelt hatte; das Buch über seine Erlebnisse im Zweiten Weltkrieg. Aber die Zeit war ihm davongelaufen. Und ich konnte nicht zulassen, dass mir dasselbe geschah. Noch bevor der Bildschirm ganz da war, stand ich im Büro meines Chefs und erklärte ihm, dass ich nicht mehr die Zeit hätte, bei ihm zu arbeiten.

In den folgenden drei Wochen lief ich rastlos umher. Ich wollte nicht nur spielen und spielen. Ich konnte aufwachen und mich fragen, was um alles in der Welt das für eine Entscheidung war, die ich da getroffen hatte. Aber es war meine, ich hatte etwas sehr Wichtiges für mich entschieden. Oder etwa nicht? Und inmitten dieser Zweifel klingelte eines Vormittags das Telefon und ich wurde gefragt, ob Kim Erik Lokker am Apparat sei. Ich war zunächst verwirrt, da ich die Sache mit dem Manuskript beinahe vergessen hatte. Denn der Prozess des Schreibens hatte an einem ganz anderen Ort, in einem ganz anderen Zustand stattgefunden, und in Gedanken wälzte ich andere Schreibprojekte. Ich bekam einen knappen Bescheid, dass man aus dem Manuskript gerne ein Buch machen wolle.

Nachdem ich aufgelegt hatte und mir die Bedeutung dieses Anrufs klargeworden war, lief ich nach draußen, bestieg mein Fahrrad und fuhr drauflos. Und als ich auf dem Rathausplatz angekommen war, machte ich meiner Freude zum Vergnügen der fliegenden Möwen und der perplexen Touristen in einem lauten Schrei Luft.

„Also ist Kim Erik Lokker ein Pseudonym?“, sagten sie, als ich zum ersten Treffen im Verlag erschien.

„Ja, weil ich nicht ganz ... äh, unbekannt bin.“

"Oh? Wie heißen Sie denn?"

Ich sagte es ihnen, aber niemand zeigte eine Reaktion. Da räusperte ich mich und erklärte, dass ich der Sänger einer bekannten Band sei. Noch immer keine Reaktion. Also nannte ich den Namen der Gruppe. Zwei der Anwesenden nickten beifällig und einer fing an, einen Song zu summen. Den einer anderen Band.

Im Herbst 1997 erschien *Der Fledermausmann* unter meinem Namen, und ich wartete mit gemischten Gefühlen darauf, dass die Kritiker den Poptypen verrissen, der es wagte, einen Krimi zu schreiben! Aber es sollte sich zeigen, dass ich derjenige war, der voreingenommen war. Die Buchbesprechungen waren sachlich, seriös und befassten sich mit dem Buch, nicht mit meiner Person. Und das Allerbeste war: Das Buch kam an.

Ich war im siebten Himmel. Nicht in erster Linie, weil einige Rezensenten das Werk gemocht hatten, sondern weil so viele Menschen das Buch erwarben, dass der Verlag ein weiteres haben wollte. Jetzt konnte ich mich einfach aufs Schreiben konzentrieren.

Im Winter 1998 fuhr ich nach Bangkok, mit einer Skizze zu dem, was *Kakerlaken* werden sollte (erscheint im Herbst 2006 erstmals auf Deutsch). Auf einem Fest in Oslo hatte ein Bekannter mich eingeladen, in seinem gediegenen Apartment in Bangkok zu wohnen, das Norsk Hydro für ihn gemietet hatte.

Beim Verlassen des Flugzeugs war es, als würde mir ein warmes, nasses und schmutziges Handtuch ins Gesicht geschleudert: heiß, feucht und dreckig. Und der Lärm! Ich wusste, dass

Ullstein

das nicht funktionieren konnte; ich sollte zwei Monate an diesem Ort verbringen und hatte schon nach einer Minute einen klaustrophobischen Anfall. Zwei Wochen später war ich verliebt in die Stadt, hörte den Lärm nicht mehr, liebte den Schweiß und war der Auffassung, dass Luft einen Geruch, Geschmack und Farbe haben musste. Und wieder folgte ich Harrys Fußstapfen – oder er den meinen – nach Chinatown, auf die Schiffe am Chao-phraya-Fluss, in die Go-Go-Bars in Patpong.

Kakerlaken habe ich in einer brodelnden Stadt, in einer einschneidenden Phase und sehr konzentriert geschrieben, dennoch war es kein so intensives Erlebnis wie bei *Der Fledermausmann*. Ich sah ein, dass ich das Schreiben vielleicht niemals wieder so erleben würde wie beim ersten Mal, weil es nur ein erstes Mal gibt. Andererseits entdeckte ich, wie viel ich durch das erste Buch gelernt hatte, dass ich handwerklich besser geworden war und plötzlich ein paar Sachen über Dramaturgie wusste. Gleichzeitig hatte ich einen gewissen Druck. Denn nun wusste ich, dass ich schreiben wollte und ich konnte nicht davon ausgehen, nach *Kakerlaken* selbstverständlich weitere Bücher zu veröffentlichen. *Der Fledermausmann* war gut angekommen und hatte sich zufriedenstellend verkauft, ich wusste jedoch aus der Plattenbranche, dass das Gedächtnis des Publikums nicht das Beste ist. Sollte *Kakerlaken* ein Flop werden, dann konnte ich wieder von vorne anfangen. Ich musste wieder etwas Gutes zustandebringen!

Nach meiner Rückkehr aus Bangkok rief der Verlag an und teilte mir mit, dass *Der Fledermausmann* als bester norwegischer Kriminalroman 1997 den *Riverton Preis* erhalten hatte. Natürlich war ich darüber erfreut, aber auch ein bisschen skeptisch. Es war doch so leicht gewesen! *Der Fledermausmann* war ein körperlicher und mentaler Trip gewesen, war in so kurzer Zeit geschrieben worden, dass ich das Gefühl hatte, schwindeln und ein paar Monate auf die sieben Wochen aufschlagen zu müssen, als der Verlag mich zum ersten Mal fragte, wie lange ich dafür gebraucht hatte. Also zählte ich nach, wie viele norwegische Kriminalromane in dem Jahr herausgekommen waren, zog die Autoren ab, die den Preis bereits erhalten hatten, denn ich wusste, dass man ihn nur einmal bekommen konnte.

Dann zog ich die Romane ab, die in den Besprechungen schlecht weggekommen waren, und so fand ich heraus, dass ich den Preis nach einer Art Ausschlussprinzip bekommen haben musste.

Einen Monat später erhielt ich den Bescheid, dass *Der Fledermausmann* auch den *Glassnøkkel* (dt. „der Glasschlüssel“) als bester skandinavischer Kriminalroman bekommen sollte. Vielleicht sollte ich das Grübeln besser lassen und die Gunst der Stunde nutzen. Es war ja wenig wahrscheinlich, dass ich so etwas noch einmal erleben würde. Als ich die Überschrift in der Zeitung *Dagbladet* zu *Kakerlaken* las, dachte ich, dass genau das richtig war. Ich hatte meinen ersten Verriss in der Hand.

Als die Leute vom Verlag etwas später anriefen und mir zu der Kritik in der Zeitung gratulierten, hörte ich nicht richtig zu, denn ich wusste, das *Dagbladet* hatte recht; nach *Der Fledermausmann* war das Buch eine Enttäuschung. Es half nicht, dass andere Zeitungen

Ullstein

freundlich reagierten. Als ich die Nachricht erhielt, *Kakerlaken* sei als Haupttitel im Buchclub *Nye bøker* – einem Nadelöhr auf dem Weg zur kommerziellen und literarischen Elite in Norwegen – angenommen worden, da wusste ich, dass mich eigentlich der Vorläufer, *Der Fledermausmann*, qualifiziert hatte. Ich setzte mich hin und versuchte herauszufinden, welche Fehler ich gemacht hatte. Ich schrieb besser, ich wusste mehr über Dramaturgie und mit Harry Hole hatte ich eine interessante Hauptfigur. Dass *Der Fledermausmann* so leicht zu schreiben gewesen war, hatte mich glauben gemacht, Schreiben sei grundsätzlich einfach und stilisierte Szenen und Effekte könnten die Verankerung der Handlung im menschlichen Gefühlsleben ersetzen. Nun hatte ich Vorbilder, unter anderem mein Erstlingswerk. Ich hatte versucht, einen "Kriminalroman" zu schreiben. Ich hatte die für dieses Genre scheinbar geltenden Regeln zu ernst genommen. Insgesamt zu viel Hirn und zu wenig Herz.

Dann setzte ich mich hin und begann, *Rotkehlchen* zu schreiben. Den Roman, den eigentlich mein Vater hätte schreiben sollen. Über die Norweger, die während des Zweiten Weltkriegs gegen die Nationalsozialisten, und die, die für sie gewesen waren. Über die Selbstverklärung eines Volkes vereint im aktiven Widerstand gegen Hitler. Darüber, wie Menschen sich für eine Seite entscheiden, und über das Recht des Siegers, Geschichte zu schreiben. Es war das erste Buch, in dem ich die Haupthandlung nach Oslo verlegte. Dann führte ich den Prinzen als Gegenspieler ein und mit ihm das große Komplott innerhalb der Polizei, das Harry über mehrere Bücher hinweg begleiten sollte. Außerdem ist dieser Krimi das erste Buch mit wechselnder "Kameraperspektive". Der Leser sieht nicht ausschließlich alles mit Harrys Augen. Ich führte verschiedene Stimmen ein und beschrieb unterschiedliche Weltbilder, während die Geschichte gleichzeitig räumlich und zeitlich komplexer wurde. Ich arbeitete Bücher, Artikel und Werke zur Geschichte durch und interviewte Frontsoldaten und Leute aus dem Widerstand. Die Ergebnisse all dieser Recherchen mussten angepasst und überprüft werden. Wenn man das Schreiben der ersten beiden Bücher damit vergleicht, alleine Gitarre zu spielen, dann galt es jetzt, ein Symphonieorchester zu dirigieren. Gleichzeitig ging vieles beim Schreiben leicht von der Hand, denn das meiste, was ich über die Front bei Leningrad und das Krankenhaus in Wien schrieb, entsprach den Tatsachen; es war nicht die Kunst, die das Leben imitierte, sondern ein so umfassendes Abbild der Wirklichkeit wie möglich. Es ging weniger darum, einen guten Roman zu schreiben, als darum, eine gute Geschichte nicht kaputtzumachen. Schon ehe ich *Rotkehlchen* begann, wusste ich, dass ich den kostbaren historischen Stoff verwenden musste, von dem ich spürte, dass er meiner war, und zwar ausschließlich meiner. Ich wusste, die vorangegangenen Bücher waren in vielerlei Hinsicht Fingerübungen dafür gewesen, das Handwerk gut genug zu beherrschen, um auf den kostbaren Marmorblock nun mit Hammer und Meißel loszugehen.

Es war Himmel und Hölle zugleich. Als ich mit dem Schreiben fertig war, wusste ich, wenn dieses Buch verrissen würde oder ich nicht damit durchkäme, dann würde ich aufhören und einen neuen Weg einschlagen müssen. Denn *Rotkehlchen* war schlicht und ergreifend das Beste, was ich hatte.

Nach Erscheinen des Buches und der positiven Resonanz war ich vor allem erleichtert. Der Verlag war begeistert, die Rezensenten waren begeistert, das Publikum war begeistert und das Buch erhielt den Buchhändlerpreis 2000 als bester Roman.

Ullstein

Nun kann man selbstverständlich einwenden, dass Absatz, Rezensionen und Preise nicht die einzigen Kriterien sind, die einen künstlerischen Erfolg definieren. Das ist sicher richtig, doch die anderen sind schwieriger auszumachen. Und wenn es dein Anliegen ist, für Menschen zu schreiben, und einige Leute unaufgefordert behaupten, dass sie einen Gewinn aus der Lektüre gezogen haben, musst du die Arme triumphierend nach oben reißen und es einfach annehmen. Ich jedenfalls tat das.

Die Fährte, erschienen 2002, spielt fast ausschließlich in Oslo, genauer gesagt in der Straße, in der ich lebte. Und noch genauer gesagt in dem Mietshaus, in dem ich wohnte. Der Roman beginnt mit einem Banküberfall, bei dem der Räuber droht, eine Bankangestellte zu erschießen, wenn sie nicht innerhalb von fünfundzwanzig Sekunden den Safe öffnet. Er beginnt zu zählen. Der Räuber hält der Überwachungskamera sechs Finger entgegen. Die Frau hat sechs Sekunden zu lang gebraucht. Er schießt ihr in den Kopf, schnappt sich das Geld und macht sich davon. Dann wird Harry durch den Mord an einer weiteren Frau persönlich in den Fall hineingezogen, denn mit dem Opfer hatte er mehrere Jahre zuvor eine Liebesbeziehung. Und der Kampf zwischen Harry und seinem Gegenspieler, dem Kollegen Tom Waaler, geht weiter. *Die Fährte* ähnelt *Rotkehlchen* in Aufbau und Erzähltechnik weitaus mehr als den ersten Harry-Hole-Büchern.

Der Roman wurde gut aufgenommen und erhielt den *William-Nygaard-Preis*. Ich begann mit dem nächsten Buch über Harry Hole, noch bevor *Die Fährte* erschienen war. *Das fünfte Zeichen* knüpft da an, wo *Die Fährte* geendet hatte: Der Schauplatz ist Oslo während einer Hitzewelle im Juli und der Widerpart zu Hole ist erneut Tom Waaler. *Das fünfte Zeichen* schildert den für uns Skandinavien seltenen Fall eines Serienmörders. Es geht in der Beschreibung von Oslo weiter als die anderen Bücher, außerdem werden indirekt Teile von Waalers persönlichem Hintergrund skizziert. Dennoch bleibt dieser ein Rätsel. Der Konflikt zwischen Harry Hole und Tom Waaler – einer Person, die Harry in vielerlei Hinsicht sehr ähnlich ist und dessen eigene Psyche ein moralisches Dilemma widerspiegelt – legt es nahe, *Rotkehlchen*, *Die Fährte* und *Das fünfte Zeichen* als Oslo-Trilogie anzusehen.

Ich war hochgradig aufgeregt, als ich *Der Erlöser* abschloss, und es erstaunte mich nicht wenig, bei diesem Buch auf so viel Widerstand beim Verlag zu stoßen wie bei keinem anderen zuvor. Ich hatte den Roman bereits um fast 100 Seiten gekürzt und straffte ihn noch weiter, wobei mir die neue Version derart zurechtgestutzt und auf den Strunk reduziert vorkam, dass ich befürchtete, den Roman umgebracht zu haben. Vielleicht belastete es mich, dass wir nach dem Erfolg von *Das fünfte Zeichen* meinten, von allen Seiten würden ständig steigende Erwartungen an uns herangetragen. Dazu kam, dass *Das Rotkehlchen* vom Norwegischen Rundfunk NRK und den Buchclubs zum besten norwegischen Krimi aller Zeiten gekürt worden war, so dass mit einem Mal ein tiefer Fall möglich war. Aufregung und böse Vorahnungen begleiteten deshalb die Veröffentlichung von *Der Erlöser* im Herbst 2005. Die Rezensenten fielen geradezu über das Buch her und brachen alle Rekorde: Die erste Kritik erschien bereits einen Tag nach dem Erscheinen. Es war ein Samstag und mein Verleger rief mich an, um mich zu warnen. In der Zeitung *Dagsavisen* war eine sehr

Ullstein

verhaltene Rezension veröffentlicht worden. Für gewöhnlich ist ein Verriss ein Omen für weitere. Ich hatte also das Wochenende, um mich für das zu wappnen, was noch kommen würde. Als ich mich am Montagmorgen im Spiegel betrachtete, wusste ich, dass fünf Tage mit Interviews vor mir lagen und ich bis Freitag fünf Jahre älter aussehen würde. Doch als sich der Staub gelegt hatte, war das Fazit klar: Die schlechte Kritik im *Dagsavisen* war die einzige geblieben und die anderen waren – mit einem Wort – überwältigend. Auch die Reaktion der Öffentlichkeit ließ nicht auf sich warten. Mein Verleger rief mich an und berichtete mir, *Der Erlöser* sei in der Geschichte des Verlags der Roman mit dem schnellsten Abverkauf. Fünf Tage waren vergangen und man durfte das Buch – in Ermangelung treffenderer und umfassenderer Worte – bereits einen fantastischen Erfolg nennen. Ich erinnere mich noch daran, mir damals selbst versprochen zu haben, diesen Augenblick ohne das schlechte Gewissen oder die Paranoia zu genießen, die extrem schöne Frauen mitunter befällt, und sie glauben lässt, nur aus Gründen geliebt zu werden, die sie eigentlich selbst verachten.

Das Jahr 2006 verbrachte ich mit dem Schreiben einiger Songtexte für *De Derre's* letztes und „Best of“-Album sowie unserer Abschiedstournee, die zu einer emotionalen Begegnung mit einem großen treuen Publikum wurde. Dabei entdeckte ich jedoch etwas Neues: Ich war im Bewusstsein der Menschen kein Musiker mehr, der Bücher schrieb, sondern ein Autor, der in einer Band spielte.

Als ich meinen nächsten Harry-Hole Roman begann, *Schneemann*, passierte plötzlich um mich herum unheimlich viel. Mein Agent rief immer häufiger an und in der Post lagen mehr und mehr Auslandsverträge von immer weiter entfernten Ländern. Meine Harry-Hole-Romane werden mittlerweile in mehr als vierzig Sprachen übersetzt, aber es gibt mir nach wie vor einen Kick, wenn ich ein Buch in der Post habe und das Einzige, was ich lesen kann, mein Name auf dem Cover ist.

Schneemann erschien im Juni 2007. Es war schon unerhört genug, ein Buch mitten im Sommer herauszugeben – die norwegische Verlagswelt scheint sich einig zu sein, dass Bücher mit einem gewissen Verkaufspotential im Herbst erscheinen müssen – aber musste es wirklich *Schneemann* heißen? Oh ja, es musste.

Wieder waren die Besprechungen positiv und kein Buch zuvor verkaufte sich in Norwegen jemals so schnell wie *Schneemann*.

Seit vielen Jahren schwirren Ideen zu einem Kinderbuch in meinem Kopf herum. Es fing damit an, dass meine Tochter mich wie immer darum gebeten hatte, während des Essens eine Geschichte zu erzählen. Also erfand ich Nilli – einen kleinen, rothaarigen Zehnjährigen mit Elvis-Tolle und dem Humor eines Gebrauchtwagenhändlers; seine Nachbarin und beste Freundin Lise; zwei dicke unangenehme Zwillinge mit einem Hummer-fahrenden Vater; und einen halbverrückten Professor, der durch Zufall das wirksamste Pupspulver der Welt erfunden hatte.

Auf meine Bitte hin fragte der Verlag Per Dybvig persönlich, ob er Lust hätte, die Illustrationen zu der Geschichte zu machen – und er sagte zu! Als wir uns schließlich bei meinem Verleger trafen und er mir seine ersten Zeichnungen zeigte, platzte ich vor lauter

Ullstein

Aufregung heraus, dass ich mir die Lehrerin Fräulein Strobe genau so vorgestellt hätte! Es wurde still im Raum. Schließlich hüstelte Per und sagte, es sei eine Zeichnung von Doktor Proktor. Es wurde stiller als still, während ich meinen Kopf schräg legte, genauer hinsah und sagte: „Jetzt, wo ich darüber nachdenke – genau so habe ich mir auch Doktor Proktor vorgestellt.“ Alle lachten. Das Seltsame daran war, dass ich es wirklich ernst meinte.

Doktor Proktors Pupspulver erschien im Oktober 2007 und ich war neugierig, was die Kritiker darüber schreiben würden. Immerhin war das ein Erstlingswerk, das sie zerreißen konnten. Meine Sorgen waren aber unbegründet, denn auch dieses Buch wurde mit dem größten Enthusiasmus aufgenommen. *Doktor Proktors Pupspulver* war für den *Ark's Children's Book Award 2007* nominiert, und die Verkaufszahlen stiegen an, sicher auch durch ein Interview, das ich in einer ziemlich populären Talkshow gegeben hatte. Für dieses Interview hatten sie extra den *Methan Mann* eingeflogen, ein langer, dünner Mann in grünem Superman-Outfit, der mit seinen lauten Blähungen die Kerzen auf einer Geburtstagstorte löschen und Lieder singen kann. Ein Viertel der norwegischen Bevölkerung heulte vor Lachen, mich eingeschlossen.

Im November 2007 veröffentlichte ich eine längere Kurzgeschichte mit dem Titel *Das weiße Hotel*. Die Erlöse aus dem Verkauf gingen komplett an die Organisation *Save the Children*. Ich höre Sie schon gähnen, weil Sie bestimmt von mir erwarten, dass ich Ihnen jetzt sage, wie außerordentlich brilliant die Kritiken darüber ausfielen. Nun, es gab nur eine einzige Rezension. Der Kritiker mochte das Projekt, aber keineswegs den Beitrag des Autors. Ich habe seine Besprechung zweimal gelesen und muss eingestehen, dass er in manchen Punkten recht hatte.

Trotzdem war 2007 für mich ein wunderbares Jahr. Ich bekam zum zweiten Mal den Norwegischen Buchhändlerpreis verliehen, dieses Mal für *Schneemann*. Außerdem tauchten die Harry-Hole-Romane nun auch in anderen Ländern auf den Bestsellerlisten auf. Was macht man also, wenn alles so prima läuft? Genau – man beginnt mit etwas ganz Neuem, damit man wieder das Gefühl hat, ein Risiko einzugehen, und dafür eine neue Welt entdecken zu müssen. Damit die Angst vor dem Versagen den möglichen Erfolg noch süßer macht. Mein Projekt war dieses Mal die Geschichte über einen Headhunter, der das 9-Stufen-Verhörmodell des FBI nutzt, um seinen Kandidaten auf den Zahn zu fühlen und mit einer Frau verheiratet ist, die viel zu schön für ihn ist und so teuer, dass er sich sein Leben mit ihr mit Kunstdiebstählen finanzieren muss. Eines Tages kommt ein Holländer zum Bewerbungsgespräch, der – wie sich herausstellt – ein Rubens-Meisterwerk zu Hause an der Wand hängen hat ...

Der Titel des Buches war *Headhunter*. Es war vom Tag des Erscheinens an auf Platz 1 der Bestsellerlisten und wieder waren die Kritiker sehr wohlgesonnen. Abgesehen von einem einzigen aus meiner Heimatstadt Molde, dem das Buch nicht gefiel. Ich las diese Besprechung sehr genau, und obwohl *Headhunter* den *Norwegian Readers Prize 2008* erhielt, dachte ich – und dieser Meinung bin ich noch heute –, dass der Kritiker in Molde wirklich gute Argumente hatte.

Ullstein

In der Folge traf ich nach langen Diskussionen zwischen dem „Greedy“ Jo und dem „Decent“ Jo eine für mich sehr wichtige Entscheidung. Ich entschloss mich, alle Einnahmen aus dem *Headhunter* – national wie international – in ein Projekt zu investieren, das ich schon lange im Kopf hatte: Ich wollte den Kindern in der Dritten Welt Basisunterricht ermöglichen, um schreiben und lesen zu lernen. Zwei Gründe standen für mich im Vordergrund: Ich war privilegiert genug, um durch die ganze Welt zu reisen, und diese Reisen haben mich gelehrt, dass die Fähigkeit zu lesen die Grundvoraussetzung ist, damit man als Mensch seinen Platz in der Gesellschaft findet, damit der Grundgedanke der Demokratie sich durchsetzen kann und damit diese Menschen selbst für ein besseres Leben für sich und ihre Familien sorgen können. Außerdem hatte ich realisiert, dass mein Lebensstil nicht annähernd meinem immer höheren Kontostand entsprach – und dies wohl auch nie tun würde. Sicher gab es auch noch zahlreiche andere, humane Motive: meine seltsamen Schuldgefühle, dass alles so verdammt gut gelaufen war; der Wunsch, gemocht zu werden, mir selbst ein Karma zu kaufen, Ablass, Erlösung, usw. Ich denke aber, dass die Selbstanalyse eines überbezahlten norwegischen Schriftstellers nicht gerade wichtig ist für ein indisches Mädchen, das zehn Jahre zur Schule gehen und dann nach Hause in ihr Dorf zurückkehren kann, um dort vielleicht selbst als Lehrerin zu arbeiten und so zu einem Vorbild für andere Mädchen und Mütter zu werden.

Wir gründeten die *Harry Hole Foundation*, die jedes Jahr einen Preis namens „A Decent Guy“ oder „A Decent Lady“ vergibt, sowie ein Stipendium, das der Empfänger in Zusammenarbeit mit einem Komitee in Leseprojekte investieren kann. Im folgenden Jahr, 2009, war es dann zum ersten Mal so weit. Der „Decent Guy“-Preis ging an den Gefängniskaplan, Odd-Cato Kristiansen, und das Stipendium an die *Naandi Foundation*, die sozial benachteiligten, indischen Mädchen den Besuch einer Schule ermöglicht.

2008 gab ich mein zweites Kinderbuch heraus: *Doktor Proktors Zeitbadewanne*, ein wilder Ritt durch die französische Geschichte. Das Buch schaffte es auf die Shortlist für den *Ark's Children's Book Award*, gewann aber nicht, was einen Journalisten zu der Frage verleitete: „Wie fühlt es sich an, einmal zu verlieren?“ Für jemanden, der im Leben definitiv nicht alles erreicht hat, ist es schon komisch, plötzlich zu realisieren, dass man in gewissen Kreisen als eine Art *Golden Boy* gehandelt wird, dem immer alles gelingt. Aber es gibt schwerere Kreuze zu tragen und ich verspreche, dass ich alles, was in meiner Macht steht, tun werde, damit diese Illusion so lange wie möglich anhält, bevor die Blase platzt.

Dazu wäre es vermutlich im Jahr 2009 gekommen, wenn ich den *Harry-Hole-Roman* veröffentlicht hätte, den ich gerade vollendet hatte. Um es direkt zu sagen – er war schlecht. Und ich wusste das. Ich hatte zwei Monate an dem Manuskriptentwurf gearbeitet und mutig etwas anderes versucht, aber das Resultat überzeugte mich nicht. Es funktionierte ganz einfach nicht, sondern wirkte wie eine nicht passende Maske. Als ich mich mit meinem Verleger zusammensetzte und er wie üblich seine Kommentare über kleinere Details machte, hörte ich dabei heraus, dass auch er das Buch wie ich empfunden hatte. Ich entschloss mich spontan, von einer Publikation abzusehen und sagte ihm dies noch in der Besprechung. Ein langes Schweigen folgte daraufhin und einige, die am Tisch saßen, starrten mich ungläubig und mit offenen Mündern an, bevor sie mich zu überzeugen versuchten, dass das alles doch noch überarbeitet und korrigiert werden könnte. In meinem Inneren wusste ich aber, dass der Schwachpunkt das Grundgerüst war, das Szenario, die Ausgangssituation der ganzen

Ullstein

Geschichte, da nützte es auch nichts, dass ich fast zwei Jahre daran gearbeitet hatte. Als ich das Treffen verließ, war ich erleichtert und überzeugt, das Richtige getan zu haben. Dann setzte ich mich hin und schrieb *Leopard*. Es war bis dahin mein längster und arbeitsintensivster Roman. Ich unternahm Recherchen im Kongo und in Hongkong, studierte Folterwerkzeuge und befragte Lawinenexperten, Taucher und Bergsteiger. Und es war mein brutalstes Buch. Bereits in *Schneemann* hatte ich Harrys physische Dekonstruktion begonnen und dieser Prozess setzte sich in *Leopard* fort. Schließlich ist Harry wie wir alle, wir lösen uns irgendwann auf. Die Frage ist nur, wie schnell. Auch dieses Buch wurde in Norwegen sehr gut aufgenommen. Schließlich toppten die Verkaufszahlen die bisherigen Verkaufsrekorde in Norwegen und auch auf den meisten anderen Märkten verkauften sich mehr Titel als bisher. Nur in der schwedischen Zeitung *Svenska Dagbladet* bezog ich Prügel, wie ich sie nie zuvor bezogen hatte. Ein unqualifizierter Kritiker hatte das Gefühl, ich würde die Gewalt verherrlichen. Die ungeheure Emotionalität der Besprechung zeigte mir, dass *Leopard* nicht nur nicht jedermanns Bier war, sondern dass dieses Bier einigen ganz offensichtlich in die falsche Röhre geraten war. Die Brutalität und die Gewaltszenen stießen manche Leser regelrecht ab. Insbesondere erhielt ich zahlreiche Fragen zu dem Folterinstrument namens „Leopoldsapfel“, von dem viele wissen wollten, ob es tatsächlich existierte. Und auch eine andere Frage wurde mir immer häufiger gestellt: Wie kommen Sie nur auf all diese Dinge? Eine Frage, die nichts anderes bedeutete als: Wie krank und pervertiert muss man eigentlich sein, um auf solche Ideen zu kommen? Ich habe versucht, in mich hineinzuhorchen, und ich habe mich gefragt, ob die Brutalität in dem Buch wirklich richtig bemessen und nötig war, um die Psyche des Täters auszuleuchten oder ob ich der Sensationslust erlegen war, der Faszination des Leidens und Effekte der Effekte wegen aufgebaut hatte. Es hat einmal eine Zeit gegeben, in der ich *American Psycho* voller Wut an die Wand geworfen hatte, weil es mich physisch krank machte. Allein durch die Lektüre hatte ich das Gefühl, mich innerlich zu vergiften. Hatte ich jetzt ein ebensolches Buch geschrieben? Einen krankhaften Schatz für verrückte Sadisten? Das Einzige, was mich beruhigte, war, dass *Leopard* von der *Danish Academy of Crime Writers* als bester Krimi des Jahres ausgezeichnet wurde und dass ich an der Spitze der Bestsellerlisten in Norwegen, Dänemark und Finnland stand. Außerdem stand Harry Hole zum ersten Mal auf die *Spiegel*-Bestsellerliste in Deutschland, wo er es sogar auf Platz 3 schaffte.

In der gleichen Zeit erreichten mich auch noch andere Neuigkeiten. Während meines jährlichen Schreibaufenthalts in Asien erfuhr ich, dass *Die Fährte* in den USA für den *Edgar Award*, ein Preis für den besten Roman in den Staaten, nominiert worden war.

Im Herbst 2010 erschien *Doktor Proktor verhindert den Weltuntergang. Oder auch nicht ...*, das dritte Buch der Serie. Es war klar, dass die Buchreihe und ihr Autor inzwischen eine etablierte Fangemeinde hatten, denn das Buch schoss gleich auf den ersten Platz der allgemeinen norwegischen Bestsellerliste, was für ein Kinderbuch recht ungewöhnlich ist. Und das Buch gewann den *Norwegischen Kritikerpreis 2010*.

Die Larve wurde 2011 veröffentlicht und die Geschichte wiederholte sich, was die Kritiken und die Verkaufsrekorde anging. Im Herbst stand ich backstage in Toronto, Canada, und wartete darauf loszulegen. Ich unterhielt gerade ein paar Festivalteilnehmer, indem ich einen

Ullstein

Besen auf meinem Kinn balancierte, als mein Telefon klingelte. Die Nachrichten erreichten mich in hochfrequentem Schwedisch: *Schneemann* hatte es auf die *New-York-Times*-Bestsellerliste geschafft! Ich musste auflegen, weil ich gerade auf die Bühne gerufen wurde und redete wieder über Harry Hole, den skandinavischen Krimi und mich selbst. Ich konzentrierte mich derart auf das Thema, dass ich die Neuigkeiten komplett vergaß. Bis fast zum Ende des Interviews. Dann erzählte ich dem Publikum, dass das Buch, über das ich seit einer Dreiviertelstunde redete, es soeben auf die *New-York-Times*-Bestsellerliste geschafft habe. Vielleicht verriet ich das, weil ich allein war, weit von zu Hause entfernt und diese Nachricht mit niemandem sonst teilen konnte. Vielleicht aber auch, weil ich es ganz einfach komisch finden würde, eine solche Nachricht zurückzuhalten. Oder brauchte ich den Applaus, den ich damit natürlich einstrich? Habe ich mich deshalb so geschämt, kaum dass ich es gesagt hatte?

Ein Jahr später, es war während des *ITV Crime and Thriller Awards* in London, hörte ich von einem Preisträger „*embarrassment of riches*“. Als ich ihn danach fragte, bekam ich zu hören, dass diese Formulierung von Shakespeare stamme. Wir haben in Norwegen keine gleichlautende Aussage, vielleicht weil so etwas wie Überfluss und Exzess in einem Land wie Norwegen, in dem die Armut bis vor kurzem weit verbreitet war, nie ein Problem war. Aber anscheinend gab es nichts Ärgerlicheres und Unangenehmeres als jemanden, der erfolgreich ist und sich dann dafür entschuldigt. Ich werde die Tatsache, dass ich bloß Platz 9 auf der *New-York-Times*-Bestsellerliste erreicht hatte, was natürlich bedeutete, dass es mindestens acht Autoren gab, die mehr Bücher verkauften als ich, also nicht an die große Glocke hängen. Ebenso wenig wie die Tatsache, dass ich gleich darauf auch wieder aus der Liste verschwunden war und auf meiner Tour durch die USA nie erkannt worden bin, nicht einmal wenn ich für meine eigenen Events in die Buchläden kam, oder dass die gleichen achtzehn Rentner in der Bibliothek in San Francisco saßen und aus dem Schlaf aufschreckten, als ich durch die Tür kam. Stattdessen will ich erzählen, dass ich von James Ellroy, dem King von Los Angeles interviewt wurde, und dass er bei der Besprechung von *Schneemann* derart komplizierte und für mich unverständliche englische Formulierungen wählte, dass ich mich – was immer sie bedeuteten – geehrt fühlte.

2012 wurde *Doktor Proktor und der große Goldraub* herausgegeben, ein Buch, das ich in einem unbedachten Moment einer Schulklasse zu schreiben versprochen hatte. Ich hatte aber nicht bloß überschätzt, wie lange sich Schüler an Versprechen erinnerten, sondern ich wollte dieses Buch auch für mich schreiben. Der größere Teil entstand im Februar, in Flugzeugen, auf Flughäfen und in Hotelzimmern in Australien und Neuseeland, wo ich auf Tour war. Mein Freund Erik begleitete mich, um mit mir klettern zu gehen. Das Reisen war irgendwie anders geworden, mag sein, weil ich die Fünfzig passiert hatte, aber als ich Wanaka verließ, ein unglaublich schönes Fleckchen Erde an der Südküste Neuseelands, wurde mir bewusst, dass ich vermutlich nie wieder dorthin zurückkehren würde. Es ist nicht wahr, dass die Welt klein ist, wohl aber, dass das Leben kurz ist.

In diesem Moment hatte ich gerade *Koma*, das Folgebuch von *Die Larve* beendet.

Ursprünglich hatte ich es als eine Fortsetzung angesehen, als eine Larve II, die nur drei Monate nach *Die Larve* veröffentlicht werden sollte. Aber das Folgebuch stand plötzlich auf ganz eigenen Beinen und hatte ein ganz spezielles Thema. Mir wurde klar, dass es ein

Ullstein

vollkommen unabhängiges Buch war und ich entschloss mich, die Veröffentlichung auf den Sommer 2013 zu verschieben, damit genügend Zeit zwischen ihm und *Die Larve* war.

Im Herbst 2012 war ich zu einer weiteren Lesereise in den USA. Ursprünglich wollte ich von dort direkt nach Thailand reisen, wo ich meine Tochter treffen wollte, die aus Oslo kam. Ein paar fantastische Monate. Aber der Trip wurde mit einem Mal von einer düsteren Hintergrundmusik begleitet, die ich nicht abstellen konnte. Mein kleiner Bruder, Knut, der mit mir bei *Di Derre* gespielt hatte, war ernsthaft krank. Lange Zeit hatte ich gehofft, dass alles gutgehen würde, aber als ich im September in Griechenland zum Klettern war, hatte Knut mich angerufen und mir gesagt, die Ärzte seien nicht mehr so optimistisch wie noch im Sommer.

„Sie haben gesagt, dass ich im nächsten Herbst nicht mehr in der Band spiele ...“

Ich stand allein zwischen einem Roller und zwei Ziegen vor einer sonnenbeschienenen Felswand auf Kalymnos und wusste nicht, was ich sagen sollte. Ich sah nur die Leere links neben mir auf der Bühne wo er so verdammt gut hinpasste, bis mein Bruder lachte und schließlich sagte: „Hey, Jo, jetzt rei dich mal zusammen.“

Er wollte nicht, dass ich zu Hause in Oslo blieb, versprach mir aber, mich rechtzeitig zu informieren, sollte sein Zustand kritisch werden. Ich zögerte, denn ich wusste ganz genau, dass es in unserer Familie ein gewisses Elefantengen gab: Wir zogen uns gern zurück, um irgendwo allein zu sterben.

„Ich lass dich nicht im Dunklen stehen“, sagte er. „Ich will, dass du da bist, wenn es passiert.“ Also fuhr ich.

In Minneapolis zerrte ich mir beim Klettern einen Muskel. Als ich am nächsten Morgen aufwachte, schaffte ich es kaum aus dem Bett, um dann zu erfahren, dass der Hurrican Sandy New York so hart getroffen hatte, dass ich in Minneapolis bleiben musste. Nicht, dass Minneapolis irgendwie schlecht wäre, aber mir kam wirklich nichts anderes in den Sinn, als noch einmal in dieses Kletterzentrum zu gehen. Ich wusste einfach nicht, was ich tun sollte – mit dem Resultat, dass sie mich schließlich nach draußen tragen mussten. Wirklich wie in einem Buch. Mein Rücken schmerzte schrecklich und schien in den nächsten zwei Monaten nur noch schlimmer werden zu wollen. Für die restliche Zeit in den USA nutzte ich ein Haus, das meine Agentur, die *Salomonsson Agency*, in Los Angeles als Basis gemietet hatte. Eine Zeitlang spielten wir, meine Agenten Niclas, Malin und Petter und ich *Hollywood* und versuchten Filmproduzenten und -Gesellschaften eine Idee schmackhaft zu machen, und schließlich verkauften wir tatsächlich *The Son*, ein halbfertiges Buch, das letzten Endes in einer Auktion an Warner Brothers ging, während wir in einem dieser unwirklichen Clubs saßen, über die unwirkliche Stadt blickten und mit unseren Gläsern anstießen. Ich dachte, dass das wirklich so *funny and fantastic* war, wie es uns einige Filme über die Filmbranche glauben machen wollen, bevor ich mir einen weiteren Drink bestellte, um meine Schmerzen zu betäuben.

Als das Fußballteam von Molde, der Verein, mit dem mein Bruder und ich aufgewachsen waren und für den wir gespielt hatten, das entscheidende Spiel und damit die Meisterschaft gewann, telefonierte ich mit Knut, während ich das Match im Internet verfolgte. Er war so glücklich, dass ich weinen musste.

Ullstein

Hawaii, Tokio, Bangkok. Ich verbrachte Weihnachten allein in einem Zimmer mit Schmerztabletten. Dann war ich schließlich in meinem Kletter- und Schreibparadies im Süden von Thailand und wohnte zusammen mit meiner Tochter in dem gleichen, alten Bungalow. Aber die melancholische Musik spielte noch immer im Hintergrund.

Ich schrieb, machte Gymnastik, kurierte meinen Rücken, kletterte, filmte, bis mir mitgeteilt wurde, dass *I am Victor*, eine Fernsehserie, die auf einem Entwurf basierte, den ich für ein mögliches Buch geschrieben hatte, von NBC für einen Pilotfilm ausgesucht worden war. Das war Musik in meinen Ohren, wenn auch in Moll.

Indonesien, Borneo. Ich kletterte meine erste 7c-Route. Immer noch Mollmusik.

Südkorea musste abgesagt werden. Knut ging es schlechter, was ich natürlich nicht von ihm erfuhr, der immer alles besser darstellte, sondern von seiner Partnerin Kari Anne. Ich fuhr nach Hause und hielt seine Hand, als er eine Woche später starb.

Koma wurde im Juni 2013 in Norwegen, Schweden, Dänemark und in den Niederlanden veröffentlicht und alles wurde noch einmal auf ein anderes Niveau gehoben. Ich glaubte nicht, dass wir wirklich erkannten, was wir erreicht hatten, ehe nicht eine gewisse Zeit vergangen war. Wir mieteten das Rockefeller, den größten Club in Oslo, für die Launch-Party, in dem unsere Band so oft gespielt hatte. Einer meiner Lieblingsmusiker spielte und für den letzten Song – einen *Di-Derre*-Hit – ging ich auf die Bühne und sang. Ich starrte ins Publikum, auf die Galerie, auf all die Menschen, die vor mir standen, und als das Gitarrensolo in der Mitte des Liedes begann, sah ich nach links, wo er hätte stehen sollen.

Koma ist Knut Nesbø gewidmet. Dem Fußballer, dem Gitarristen, dem Freund, dem Bruder.“